Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 14 (1934-1935)
Heft: 3-4

Artikel: Johannes von Müller im napoleonischen Umbruch
Autor: Stokar, Willy
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-157846

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Johannes von Müller im napoleonischen Umbruch.

Betrachtung anläßlich der 125. Wiederkehr seines Todestages am 29. Mai 1934.

Von **Willy Stokar.**

Die geistige Atmosphäre, in der Johannes Müller in seiner Vaterstadt Schaffhausen aufwuchs, stand in einem zu jener Zeit nicht ungewöhnlichen schroffen Gegensatz zur äußeren Lebenshaltung. Man lebte im Rahmen engster, bescheidenster Kleinbürgerlichkeit und trug in seiner Seele höchste Geistesschätze. So kam es, daß Johannes Müller oft genug von der Lektüre der homerischen oder horazischen Gesänge zum Habermus gerufen wurde und daß sein pedantisch schulmeisterlicher Vater ihn in seinen Manieren korrigierte, während sein Geist nicht loskommen konnte von der Größe des Gelesenen. An den geistigen Gütern des klassischen Altertums und des abendländischen Christentums, so lächerlich sie oft genug schulmäßig gelehrt wurden, bildeten sich zu jener Zeit geniale Anlagen wie von selbst zu großen und umfassenden Fähigkeiten aus. Diese humanistisch-theologische Schule konnte es dem einzelnen Kinde anheimgeben, wie klein oder wie groß, wie niedrig oder wie hoch es seinem eigenen Wesen gemäß die klassischen und die christlichen Vorbilder begriff, um sich an ihnen zum Menschen zu bilden.

In Johannes Müller lebte sich ein Geist in diese Bildungsstoffe hinein, der einen großen Maßstab mitbrachte. Bald genug überwuchs er die Menschen seiner Umgebung und infolgedessen auch diese Umgebung selbst. So mußte er heimatlos werden. Niemals vermochte er sich irgendwo so festzusetzen, daß er sein Leben in dem sonst üblichen Lokalsinn hätte beheimaten können. Seit er die antiken Größen von Homer bis Marc Aurel voll glühender Verehrung in sich aufgenommen hatte, lebte er mit und in der Welt, soweit er sie zu überschauen vermochte. Bis zu seinem 30. Lebensjahr war dieses Verhältnis zur Welt nur ein rastlos suchendes, nach Kenntnissen und Erfahrungen strebendes Interesse, das ihn unfähig machte, die äußeren Lebensangelegenheiten besonders zu beachten und zu pflegen. Mit dem dreißigsten Jahr wurde das anders.

Es hätte wenig Bedeutung, Johannes Müller in der Zeit des napoleonischen Umbruches beobachten zu wollen, ohne vorher jenes Erlebnis zu studieren, das ihn erst zum universalhistorischen Denker machte und das ihn eben im dreißigsten Lebensjahr überraschte. Leopold von Ranke schrieb im Alter ein Wort über Johannes Müller, das wie eine letzte Formel für dessen geistige Haltung anmutet: „Er schreibt in fortwährender Beziehung auf die höchsten Aufgaben der Menschheit.“ Diese Beziehung auf die höchsten Menschheitsaufgaben erhielt er im angedeuteten Zeitpunkt. Vorher hatte er das typische Verhältnis des Aufklärers zur Welt und zur Menschheit, d. h. er war zwar ein umfassender Kenner alles dessen, was die Zeit-

bildung ausmachte, aber als Denker stand er ganz im systematisierenden Verstandesverhältnis zur Welt. Nicht umsonst hatte er ein Jahrzehnt in Genf gelebt und täglichen Umgang mit Trägern dieser geistigen Haltung genossen. Da war er geschliffen worden, sowohl in seinem Denken, wie auch in seinen Umgangsformen. Den Abschluß dieser Periode bildete die Herausgabe des ersten Bandes Schweizergeschichte, die zwar eine von Freunden und Umständen erzwungene, aber dennoch befreiende Tatsache darstellt. Die quälenden, aufreibenden Arbeiten eines halben Jahrzehnts hatten den jungen Historiker deutlich genug zu überzeugen vermocht, daß er eine andere geistige Atmosphäre suchen müsse, wenn er das aus sich und aus seinem Werk machen wolle, was er erstrebte. Darum reiste er nach der Herausgabe des Buches durch Süd- und Mitteldeutschland nach Berlin, um dort sein Glück zu versuchen.

Seit früher Jugend verehrte er Friedrich den Großen als den bedeutendsten Fürsten des Zeitalters. Ihm hätte er dienen mögen, denn wer hätte größer gedacht und weiter als er? Aber es wurde nichts aus dieser Hoffnung. Für den alten Fritz war Müller zu jung und zu begeistert. Seine Diagnose lautete auf „Logon Diarrhöa" (Wortdurchfall), während Müller bis zu Tränen erschüttert war. Schließlich blieb er am Kasseler Hof hängen und wurde Professor am sog. Collegium Carolinum, einer Art Offiziers-Hochschule.

Kassel ist der Ort geworden, wo sich die zwei wichtigsten Ereignisse seines Lebens zu ganz verschiedenen Zeiten abspielten: sein universalhistorisches Einweihungserlebnis und sein Tod. Und bei beiden stand ihm sein älterer Freund General von Schlieffen helfend und tröstend zur Seite.

Nach Schlieffens Feldzugsplan ging er im Spätjahr 1781 hinter die chronologische Lektüre der Schriften der Alten. Und im Vorfrühling 1782, nach der Bewältigung ungemein lebhafter Eindrücke von Platons und Aristoteles' Schriften, stieß er auf das historische Christusereignis und die Evangelien. „Wenn ich tausend Strahlen," so schrieb er damals, „bis auf ihren Ursprung verfolgte und fände sie in demselben alle beisammen, so müßte ich wohl diese Stelle für ihren Mittelpunkt, die Sonne halten: so fiel mir auf, daß Geist und Leben (durch Selbstkenntnis und Überzeugung der Unsterblichkeit entwickelt) der Schlüssel der ganzen Weltgeschichte sein müssen, da sie ganz dazu bestimmt worden, diese Lehren zu fördern. Um hierüber mich aufzuklären, las ich in den Evangelien, zumal die eigenen Worte Jesu ... und hier breche ich ab: wie mein Herz dabei gebrannt, welcher Strahl in meinen Geist gefallen, wie er mir die ganze Welt erklärt, ist unbeschreiblich; unbeschreiblich, welches Licht mir den Zusammenhang meines eigenen Lebens erhellte." An Herder, den er zur selben Zeit (wie übrigens auch Goethe) erstmals kennen lernte, schrieb er damals: „Täglich fühle ich, überzeugt aus der Historie, und wenn ich die nicht wüßte, durch die Beobachtung meiner eigenen Lebensgeschichte, daß Entwicklung der Seelenkräfte der Zweck von allem ist."

Das Eigenartige dieses Erlebnisses, das eben den universalhistorischen Charakter desselben ausmacht, ist die Doppelseitigkeit seiner Begegnung mit dem als zentral erfaßten Ereignis des Menschheits- und des individuellen Selbsterlebens. Sowohl im Leben der Menschheit, als auch in demjenigen des einzelnen Menschen ist fortab für Johannes Müller „Entwicklung der Seelenkräfte" der Sinn und Zweck von allem. Von diesem Erlebnis ab sucht er als Historiker nicht mehr nach einem Plan oder einer Gesetzmäßigkeit im äußeren Gang der historischen und der individuellen Entwicklungsereignisse. Trotz seiner Verehrung für Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" und Herders „Ideen" läßt er sich niemals von seiner einmal gewonnenen universalhistorischen Haltung abbringen. Wohl ahnt er in allem Geschehen das planmäßige Walten eines göttlichen Willens, aber er sucht es nicht im Außenwerk der Geschichte, „denn die ganze Historie weiß niemand als Gott."

Jetzt trieb es ihn, die Schweizergeschichte, soweit sie bereits erschienen war, umzuarbeiten. Und dazu kehrte er für einige Jahre wieder nach Genf zurück zu seinen Freunden. Dann aber zog es ihn mächtig zur praktischen Politik hin. Er wollte nicht nur als Gelehrter leben, sondern unmittelbar auf seine Zeitgenossenschaft wirken, natürlich ganz im Sinn und Geiste seiner universalhistorischen Einsichten. Einige Wochen hindurch ums Jahr 1785, als er sich mit seinem Jugendfreund Karl Viktor von Bonstetten in Bern aufhielt, schienen sich große Pläne zu einer vaterländischen Erneuerungsaktion verwirklichen zu wollen. Müller hielt Vorlesungen unter den führenden Bernergeschlechtern und entfesselte einen wahren Sturm von Begeisterung. Man sammelte Mittel, ihn als Professor in Bern zu erhalten, und einen Moment lang schien die Mehrheit des Rates auf Bonstettens Seite zu stehen. Aber dann kam die Reaktion mit tausend Bedenken und Befürchtungen, und Müller reiste nach Mainz ab, wo seiner eine Stelle in der erzbischöflichen Bibliothek wartete.

In Mainz zog man den kenntnisreichen, federgewandten Gelehrten sofort ins Getriebe der Reichspolitik hinein, aus dem er sich erst nach fast zwei Jahrzehnten wieder freimachen konnte. Solange seine Mitarbeit in der Politik übereinstimmte mit seiner geistigen Haltung, gab sie ihm auch reiche Befriedigung. Aber bald genug sah er die Nutzlosigkeit aller Bemühungen ein und sehnte sich in das freie Gelehrtendasein zurück. In Bern hatte er beabsichtigt, die jungen Berner durch vaterländischen Geschichtsunterricht so zu erziehen, daß sie imstande wären, das gesamte kulturelle und politische Leben im Stande Bern von innen her zu erneuern. Denn deutlich spürte er den gefährlichen Abgrund, der klaffte zwischen den künftigen Revolutionen und der Trägheit und Unkraft des alten Regimes. Schon Jahre vorher hatte er gefühlt, wie unterhöhlt das scheinbar so sichere Fortbestehen der europäischen Ordnung im Grunde war. Und da er selbst kein revolutionärer Neuerer, sondern ein einsichtsreicher Verehrer des Gewordenen war, galt in allen Lagen sein persönlicher Einsatz der Erneuerung

jenes Geistes, aus dem heraus das Gewordene einst entstanden war. Immer riet er mahnend und besorgt, die Eidgenossen sollten sich ihres einst so lebendigen Bundes erinnern und seinen Geist erneuern. Aus also erwachtem Bundesgeist würden sich bald alle Reformen in den Einzelheiten ergeben.

Und wie in den Schweizerfragen stand er auch von Mainz aus in den Fragen der Reichspolitik auf Seiten derer, die versuchen wollten, dem alten hohen Reichsgedanken neue Kraft und neuen Schwung zu geben. Das war der Fall in jener noch vom alten Fritz eingeleiteten Politik des Fürstenbundes, der sich gegen Kaiser Josephs II. Hausmachtpolitik wandte. Nach Friedrichs Tod jedoch zerfiel dieser Bund bald und Johannes Müller erkannte die Aussichtslosigkeit derartiger Bemühungen. Er bezog eine neue Position am Hofe zu Wien, gerade als die Franzosen sich anschickten, Mainz zu erobern. Ein Jahr vor Ausbruch der französischen Revolution schrieb er: „Auch schicken sich die Zeiten, wie es scheint, wie es bald jedem scheint, auf neue Gestaltung des moralischen und politischen Tableau's der Menschheit." Und als sie ausgebrochen war, lesen wir: „Gut ist immer, daß die Fürsten gewahr werden, sie seyen Menschen, und daß die Vorsehung sie aus dem Schlaf rüttelt, in welchen die lange Geduld der Nationen sie einwiegt." Das ist die Stimmung nicht eines enttäuschten Politikers, der einer verpaßten Karriere nachtrauert, sondern diejenige eines Mannes, dessen uneigennütziger persönlicher Einsatz kein würdiges Echo gefunden hat.

Wenn Johannes Müller von seiner Wiener Hofratsstellung zunächst große Befriedigung erwartet hatte, so sah er sich bald von neuem enttäuscht. Er kam im Hofratskollegium des Barons Thugut zu keiner wirklichen Mitarbeit, sondern blieb fast ein Jahrzehnt eine Art Geheimkanzleischreiber, dessen Urteil nur in schweizerischen Angelegenheiten eine Rolle spielen sollte. Umso emsiger aber setzte er auf diesem Punkte ein. Mit allen eidgenössischen Orten stand er durch anhaltenden Briefwechsel in Verbindung, sodaß er stets wußte, wie es um die Schweiz stand und von Zeit zu Zeit Gutachten und Berichte einreichen konnte. Während des zweiten Koalitionskrieges, als General Bonaparte wie ein strahlendes Gestirn über Frankreich aufging, galt seine erste Sorge der schwierigen Lage Graubündens. Er beriet sich mit General Hotze und seinem jungen Freund und Verehrer Erzherzog Johann und versuchte schließlich nach dem Frieden auf einer Reise durch die Schweiz (1797) persönlich alles zu tun, um dem Ausbruch der Revolution im Lande zuvorzukommen durch geschickte Zugeständnisse an die deutlichen und zeitgemäßen Forderungen der Unruhestifter. Er wußte, daß davon die Fortexistenz der Eidgenossenschaft abhing. Aber es war alle Mühe umsonst. Bald kam die Nachricht vom Sturz Berns nach Wien. „Über die geschehenen Dinge traure ich nicht mehr," schrieb er an seinen Bruder, „es muß seyn, daß die Stunde gekommen war; und wer weiß, was aus dem Läuterungstiegel hervorsteigen wird!"

Die helvetische Regierung gewann sein Vertrauen nicht. Als sie ihn zum Mitglied des Obergerichts wählte, sagte er ab. Er fühlte, daß dieses

neue Regime nicht dauern könne. In einem Briefe aus jener Zeit läßt sich deutlich erkennen, wie er darüber dachte: „So lang alter biderer Nationalsinn und Verstand die Metapolitik nicht niederschlägt, wird nichts Gutes herausgekünstelt werden. Bonapartes erfahrene Meisterhand versteht das besser als eure Kantianer." Diese bewundernde Achtung vor Bonaparte war freilich immer wieder von Zweifeln über die schließliche Richtung seines Machtwillens erschüttert. Das Mediationswerk aber, dessen Genialität er sofort erkannte, obwohl er nicht alles loben konnte, galt ihm doch als deutlicher Beweis der überragenden Fähigkeiten des kommenden Eroberers Europas. Und in den folgenden Jahren, als Napoleon dem alten, morsch gewordenen Reichsgebäude zu Leibe rückte, wurde Müller als stiller Beobachter ständig hin- und hergerissen zwischen rückhaltloser Bewunderung und zweifelndem Erwägen, was nach all dem Zusammenbrechen kommen werde. Seit der Jahrhundertwende hatte Müller sich ins Bibliothekwesen zurückgezogen und sich mehr als früher seinen privaten Studien zugewendet. Er wollte ruhig abwarten, was da kommen werde, nach dem Sturm würde auch für ihn ein neues Aufleben kommen, sei es in der Heimat, sei es irgendwo im Ausland. „Die Rolle Europas ist aus, das edelste wird über den Ocean oder nach Asien gerettet werden, und dort neu modifiziert keimen. Was hilft klagen." Aus dieser Stimmung der Resignation riß ihn eine plötzliche Reise zu der ihn der neue Kabinettschef Cobenzl bestimmte. Er sollte in Deutschland eine geheime Verbindung und Verständigung mit Rußland anbahnen. So kam er im Winter 1803/4 nach Dresden, Weimar, Berlin, und fand überall so herzliche und ehrenvolle Aufnahme, daß es ihm zumute war, als sei es weder mit Europa, noch mit ihm selber bereits aus, als hätte er die Lage nur eben vom trüben Wiener Schmollwinkel aus so schwarzseherisch beurteilt. Umso leichter ging er daher auf das Angebot der preußischen Minister ein, an den Berlinerhof überzuwechseln. Im Sommer 1804 kam er wirklich in Wien los und reiste durch die Schweiz nach Berlin, um seine Stellung als Akademiemitglied und Hofhistoriograph des Hauses Brandenburg anzutreten und von nun an wieder das Leben eines reinen Gelehrten zu führen. Mit neuem Eifer kehrte er zur Schweizergeschichte zurück, die er fast zwei Jahrzehnte hindurch kaum hatte fördern können. Dann gedachte er die übernommene Verpflichtung, Friedrichs des Großen Leben zu beschreiben, in Angriff zu nehmen und endlich hinter das ersehnte Alterswerk, eine Gesamtdarstellung der Universalgeschichte, zu gehen.

In dieser Glanzzeit seines Lebens, da er sich im vollen Genuß verdienter Würdigung als allseits geschätzter und anerkannter Universalhistoriker fühlte, traten die politischen Besorgnisse solange in den Hintergrund, bis Napoleon mit seinem preußischen Feldzug 1806 Ernst machte. Der plötzliche Zusammenbruch der preußischen Armee bei Jena und Auerstädt brach über Berlin herein wie ein Schlag aus heiterem Himmel. Der Hof verzog sich nach Königsberg und die Franzosen rückten in Berlin ein. Wie es Johannes Müller dabei erging, ist ersichtlich aus einem deutlich die Er-

schütterung bekundenden Brief, den er am 21. Oktober, also wenige Tage nach der entscheidenden Schlacht, an seinen Bruder richtete: „Gewaltig hat es mich ergriffen: kaum daß die Beine mich zu tragen, kaum daß ich eine Zeile zu schreiben vermochte. Aber obwohl so viele mir anlagen, wegzugehen, und ich selbst eine Weile zweifelhaft war, ich bleibe. Ich habe den Kaiser nie persönlich, namentlich, angegriffen; in dieser letzten Zeit häufig aufgefordert, schwieg ich; es war als ob eine unsichtbare Kraft meine Hand zurückhielt; meine Grundsätze habe ich vor 30, vor 20 Jahren, wie bisher, geäußert. Nun das Alte offenbar vergangen, die Welt hingegeben, eine lange Periode der Universalgeschichte geschlossen ist, so ergebe ich mich, ohne Heuchelei, noch Zurückhaltung. Sollte ich wegen der vorigen Dinge ums Leben kommen, so verliere ich dadurch nicht viel... Aber ich glaube nicht, daß mir etwas geschehen wird; ich bin gefaßt, ohne ein Vorgefühl zu haben. Ich bleibe und bin ruhig, ja heiter." Woher ihm trotz der hohen Spannung diese Heiterkeit kam, geht aus einem Brief hervor, den er eine Woche später schrieb: „Es ist eine unaussprechlich erhebende Beschäftigung des Geistes, von den Trümmern des gefallenen Europa den Blick auf den ganzen Zusammenhang der Universalgeschichte zu werfen, die Ursachen der Dinge aufzusuchen, und kühn den Schleier ein wenig zu lüften, der die wahrscheinliche Zukunft deckt."

In den nicht ausbleibenden Zeiten der Gemütsdepression angesichts der unsichern Zukunft verglich er sich mit Livius in seinem Verhältnis zu Cäsar und Augustus. „So wenig Cicero, Livius, Horaz, dem großen Cäsar oder dem glücklichen August verborgen haben, daß sie vormals wider ihn gewesen, so wenig habe ich verhehlt, bisher von einer andern Parthei, oder vielmehr in einer andern Ansicht gewesen zu seyn, die ich, da nun Gott entschieden, willig aufgebe, bereit, bei der großen Weltumschaffung wo nicht mitzuwirken, doch sie wenigstens ganz unpartheiisch zu beschreiben... Es sind mir ehrenvolle und sehr angenehme Vorschläge gemacht worden, und ich erwarte zu vernehmen, wie fern sie von dem Kaiser bestätigt werden dürften." Die Spannung wuchs, je näher Napoleons Ankunft in Berlin und damit auch für Johannes Müller die Entscheidung herankam. In dieser aufregenden Zeit war Alexander Humboldt, Müllers Nachbar, sein treuster Freund und tröstender Beruhiger.

Endlich traf Napoleon ein und es kam zu jener berühmten Unterredung zwischen dem Universalhistoriker und dem augenblicklichen höchsten Machtträger Europas. „Der Kaiser fing an von der Geschichte der Schweiz zu sprechen: daß ich sie vollenden soll; daß auch die späteren Zeiten ihr Interesse haben. Er kam auf das Vermittlungswerk, gab sehr guten Willen zu erkennen, wenn wir nur uns in nichts Fremdes mischen und im Innern ruhig bleiben. Wir giengen von der schweizerischen auf die altgriechische Verfassung und Geschichte über, auf die Theorie der Verfassungen, auf die gänzliche Verschiedenheit der asiatischen (und derselben Ursachen im Klima, der Polygamie u. a.), die entgegengesetzten Charaktere der Araber (welche

der Kaiser sehr rühmte) und der tartarischen Stämme (welches auf die über alle Civilisation immer von jener Seite zu besorgenden Einfälle — und auf die Notwendigkeit einer Vormauer führte); von dem eigentlichen Werthe der europäischen Cultur (wie größere Freiheit, Sicherheit des Eigenthums, Humanität, überhaupt schönere Zeiten, als seit dem XV. Jahrhundert); alsdann, wie alles verkettet und in der unerforschlichen Leitung einer unsichtbaren Hand ist, und er selbst groß geworden durch seine Feinde; von der Völkerföderation, deren Idee nicht Heinrich IV. gehabt; von dem Grunde aller Religion und ihrer Nothwendigkeit; daß der Mensch für vollkommen klare Wahrheit wohl nicht gemacht ist, und bedarf, in Ordnung gehalten zu werden; von der Möglichkeit eines gleichwohl glücklichern Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, welche durch allzu verwickelte Verfassungen (dergleichen die teutsche) und unerträgliche Belastung der Staaten durch die übergroßen Armeen veranlaßt worden. Es ist noch sehr viel und über fast alle Länder und Nationen gesprochen worden. Der Kaiser sprach anfangs wie gewöhnlich; je interessanter aber die Unterhaltung wurde, immer leiser, so daß ich mich ganz bis an sein Gesicht bücken mußte, und kein Mensch verstanden haben kann, was er sagte (wie ich denn auch Verschiedenes nie sagen werde). Ich widersprach bisweilen, und er ging in die Discussion ein. Ganz unpartheiisch, und wahrhaft wie vor Gott muß ich sagen, daß die Mannigfaltigkeit seiner Kenntniß, die Feinheit seiner Beobachtungen, der gediegene Verstand (nicht blendender Witz), die große umfassende Übersicht mich mit Bewunderung, so wie die Manier, mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllte... Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert."

Was Johannes Müller nie hat sagen wollen, später aber an Varnhagen von Ense dennoch verriet, das betrifft eine Frage, die er an Napoleon richtete, und die Antwort des Kaisers. Die Frage lautete, was Cäsar getan hätte, wenn er nicht ermordet worden wäre. Und Napoleons rasche und wiederholte Antwort: „Il aurait fait guerre aux Parthes!" Müller hatte einen besonderen Grund zu dieser eigentümlichen Frage. Er wollte von Napoleon in dieser verschleierten Form erfahren, wohin seine eigenen Pläne gingen. Und er entnahm folgerichtig aus der raschen Antwort, Napoleon werde Rußland angreifen. Dies zu wissen, war für Müller entscheidend. Nun konnte er damit rechnen, Napoleon werde nach kurzer Zeit auch der russischen, der letzten selbständigen Großmacht Europas, das Ende bereiten und damit sein Destruktionswerk am alten Europa vollenden, um eine neue Ära einzuleiten. Mehr als alles übrige trug diese Antwort dazu bei, Müller auf Napoleons große Mission vertrauen zu lassen. Nun war er bereit, aus dessen Hand die Bestimmung über sein weiteres Leben entgegenzunehmen. Jede Aussicht, von irgendeiner Ecke Europas her künftig einen neuen, erfolgreichen Kampf gegen Napoleon für wahrscheinlich zu halten, schien dahin.

Und wirklich rechnete der Kaiser mit diesem ihm zugefallenen, willkommenen Mann mit seiner umfassenden Bildung, seiner erprobten Erfahrung und seiner Beliebtheit in Deutschland. Aber diese Rechnung fiel ganz anders aus, als Johannes Müller erwartet hatte. Seine freimütige, lebhafte Haltung gegenüber dem Kaiser bei seiner Unterredung zu Potsdam stützte sich auf seinen Willen zur Objektivität in der historischen Beurteilung der Ereignisse, nicht aber auf eine subjektive Parteinahme für Napoleon. Dieser aber nahm ihn in seine Pläne auf als willkommenen politischen Parteigänger, nicht als berühmten Gelehrten. Nach längerer Wartezeit, die Müller schließlich dazu trieb, entgegen seiner lebenslänglichen Abneigung gegen eine Lehrtätigkeit, einen Ruf an die Universität Tübingen anzunehmen, überraschte ihn Napoleons Kurier auf der Reise und geleitete ihn nach Paris zum Kaiser. Dort erfuhr er mit tiefstem Schrecken, er sei zum ersten Minister König Jeromes von Westphalen bestimmt und habe sich unverzüglich nach Kassel ins Amt zu begeben.

Es dauerte nur wenige Wochen im neuen Amt, bis Johannes Müller völlig zerrüttet und vernichtet dem Tode entgegentrieb. Zum ersten Mal in seinem Leben nahm ihm das Übermaß nur widerwillig besorgter Amtsgeschäfte jede Möglichkeit, die Kontinuität seiner geistigen Denker- und Forschertätigkeit aufrecht zu erhalten. Und daran zerbrach er. Napoleon war nicht der Mann, eine solche Möglichkeit vorhersehen zu können. Denn von der Verletzlichkeit und Zartheit einer solchen Konstitution konnte er keine Vorstellung haben.

Diesem Hergang der Ereignisse gegenüber von einem Verrat Johannes Müllers gegen Reich und Preußenkönig zu sprechen, wie es lange Zeit hindurch getan wurde, entspricht nicht einer vorurteilsfreien, parteilosen Urteilsbildung. Es war ein Verhängnis, wie es in der Geschichte viele gibt, denen man nicht auf den Grund kommt, solange man die Schuldfrage aufwirft. Und schließlich möge man bedenken, was die endlichen Sieger über Napoleon später aus Europa gemacht haben. Sie brachten es nicht über sich, die im Geistigen überlebte alte Zeit auf sich beruhen zu lassen und einer neuen Raum zu geben. Wie Goethe hätte wohl auch Johannes Müller weder hüben noch drüben mit ganzem Herzen stehen können. Wie jener hätte er wohl nur mehr nach innen hin am Neuen mitgeschaffen in selbstaufgelegter Isolierung vom äußeren lauten Getriebe des politischen Lebens. Jedenfalls haben wir keinen wirklichen Grund, von Johannes Müller als unserem großen, verehrungswürdigen Landsmann ein trübes Bild in uns zu tragen. Er war ein Mensch mit ungewöhnlichen Licht- und Schattenseiten seines Wesens. Den geistigen Forschertrieb aber, der die eigentliche Flamme seines Lebens bildete, hat er treu und rastlos gehütet und genährt, und darin liegt seine unvergängliche Größe.